



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Verbeck, Otto: Der erste Beste : Erzählung : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Sachen, die in Deutschland gemacht werden. Dagegen bin ich wieder in helles Entzücken geraten über die wundervollen Bronzemedailien, die uns von kompetentester Seite, nämlich von Lichtwark, hier — leider in viel zu geringer Zahl — nähergebracht, auch in einem vortrefflichen Aufsatz charakterisiert und historisch gewürdigt werden. Und auch die „beste Geschichte der Welt“ von Rudyard Kipling hat mich wegen ihrer mustergiltigen Verbindung von Phantastik und Realismus im höchsten Grade gefesselt.

Aber das sind eben leider Ausnahmen, die der Masse gegenüber verschwinden. Wenn man von ihnen absieht und die fremden Beiträge als Ganzes überblickt, so muß man wirklich sagen: Tant de bruit pour une omelette! Sollte man wirklich die Absicht haben, uns auch in Zukunft im „Pan“ vorwiegend die Erzeugnisse einer bestimmten Clique der ausländischen Kunst vorzuführen, die in ihrer Heimat selbst von allen Verständigen verlacht wird, sollten wir auch in Zukunft vorzugsweise Nachbildungen solcher Werke zu sehen bekommen, die ihrer albernen oder lächerlichen Natur wegen in fremden Zeitschriften kein Unterkommen finden können, so müßten wir sagen: dazu ist eine deutsche Zeitschrift dieser Art denn doch zu gut. Das Geld der Mitglieder der Genossenschaft ist nicht dazu ausgegeben, daß uns monumentaler Unsinn als wahre Kunst aufgezwungen wird und unser Publikum dadurch einen ganz verkehrten Eindruck von der modernen Kunst erhält. Das ist nicht der richtige Weg, der modernen Kunst Anhänger zu werben.

(Schluß folgt)



## Der erste Beste

Erzählung von Otto Verbeck

(Fortsetzung)



in paar Augenblicke lang war es still im Zimmer. Jeder fühlte mehr oder weniger die Bosheit in dem kleinen Ausfall. Verwunderte Blicke fragten hin und her: Was soll das?

Da stand Fritz schon auf. Seine heitern Augen beruhigten Margarete, die von allen am meisten erschrocken war. Langsam füllte er sein Glas bis zum Rande.

Es ist zwar komisch, begann er während dessen, mehr vor sich hin, als zur Gesellschaft, aber es ist wahr: das ist mein erster Trinkspruch. Ich bin neugierig, wie er ausfallen wird. In allerlei Dingen hab ich mich schon ver-

sucht, im Redenhalten noch nicht. — Er nahm das Glas, in dem der Wein funkelte, in die Hand und sah sich um. Ein scharfer Blick traf blizschnell vorüberleuchtend in Scholzens Augen. — Ich danke unserm berühmten Dichter, fuhr er dann ruhig fort, für den Beweis von Vertrauen, mit dem er heute sein Amt in meine Hände legt. Ich werde mir alle Mühe geben, ihm Ehre zu machen. Wenn es meiner prosaischen Handwerk zu entschuldigen. Der Gaul, den ich zu reiten pflege, ist zwar von guter Herkunft, wird auch in der Zwischenzeit nicht zum Ackern benutzt, aber vom Pegasus stammt er doch nicht ab. Also: die Hand, die Samstag — ich stürze mich in das mir aufgegebenbe Thema. Es scheint mir durchsichtig genug; wenigstens für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Ich für mein armes Teil buchstabire mir nun da heraus, daß wir, wir Männer, in der erwählten Frau nicht nur die Göttin sehen, die wir anbeten, sondern auch den Freund, den guten Kameraden, der teil haben will an unsrer Arbeit, der „in gleichem Schritt und Tritt“ auf dem sogenannten Lebenswege neben uns hergeht. Ich denke mir, es kann keinen größern Liebesbeweis der Frau geben, als wenn sie zum Mann sagt: Gib mir mein Teil. Und kein schöneres Vertrauenszeichen, als wenn der Mann sagt: Da hast du. Daß ers ihr nicht zu schwer zumißt, versteht sich wohl von selbst. Die Art ihrer Mitarbeiterschaft ist ja auch sehr verschieden; manchmal besteht sie nur darin, daß sie weiß, was er thut. Sich mitfreuen und mitforgen ist auch ein Stück Arbeit. Den gemeinsamen Abend — oder vielmehr „Sonntag“ — nach so einer gemeinsamen Arbeitswoche denk ich mir sehr schön. Hiermit erläutert sich wohl auch die zweite Hälfte meines Themas genügend; denn ich glaube — von dem kleinen Altar in dem verschwiegensten Platz unsers Herzens, vor dem wir in stillen Stunden niederknieen — von dem reden wir nicht. — Er hielt inne und sah sich lächelnd um. — Wenn ich mir so der Reihe nach Ihre Gesichter betrachte, meine Herren, so merke ich, daß Sie alle meiner Meinung sind. Es mag ja auch noch eine — robustere Deutung der Verse geben. Aber da keiner von uns an sie gedacht hat, so geht sie uns heute nichts an. Um also zum vorschrittmäßigen Schluß zu kommen, und zwar so schnell als möglich — er hob sein Glas hoch in die Höhe —, stoßen Sie mit mir an! Auf unsre guten Kameraden!

Das ist ein Wort! rief der Hausherr, hoch!

Lebhaft erhob sich die ganze Gesellschaft; in lustigem Durcheinander klangen die Gläser zusammen. Die kleine häßliche Spannung war aufs angenehmste gelöst. Man wußte es Fritz Dank, daß er die Spitze so anmutig umgebogen hatte, anstatt sie umzukehren und wieder damit zu verlegen.

In heiterster Stimmung verließ man die Tafel und begab sich auf die Terrasse hinaus, wo auf kleinen Tischen verteilt Cognac und Cigarren bereitstanden. Ein Diener reichte Kaffee herum. Man saß oder stand in kleinen Gruppen.

Au au! Scholzchen! sagte die Hausfrau halbblaut zu dem jungen Dichter, als er ihr zur „gefegneten Mahlzeit“ die weiße, rundliche Hand küßte. Da waren Sie aber reingefallen. Den lassen Sie künftig zufrieden; der ist Ihnen über.

Abwarten, sagte er mit etwas rauher Stimme und einem seltsamen Lächeln. Er sah nach Margarete, die eben in der Terrassenthür mit Sternfeldt den offiziellen Händedruck wechselte. Abwarten — wiederholte er unhörbar

vor sich hin und spann einen heißen Blick zu dem holden Gesicht der blonden Frau hinüber. Sie bemerkte ihn aber nicht; sie trat neben ihren Mann, der noch mit Martha Scholz sprach. Leise schob sie ihre Finger in seine niederhängende Hand. Er nahm sie und drückte sie fest, ließ sie auch nicht wieder los, solange sie da noch zu dritt beisammenstanden. Von Zeit zu Zeit faßte er die kleinen Finger wieder fester, obwohl sie gar nicht fortgewollt hatten.

Ich muß nun gehen, unterbrach Martha Scholz unwissentlich das zarte Zwiegespräch. Das heißt, ich habe zu thun, verbesserte sie sich auf Margareten's verwunderte Frage. Ich verschwinde, es wird nicht bemerkt. Später komme ich wieder.

Sie ging die Terrassenstufen hinunter, am großen Springbrunnen vorbei und den schattigen Weg entlang, der im Bogen um das breite dunkle Dickicht führte. Margarete sah ihr nach und dann bewundernd über die Büsche, Bäume und Rasenflächen der herrlichen Anlagen hin.

Sie können unsern Park noch nicht, gnädige Frau? fragte Sternfeldt, indem er zu den beiden trat, die sich eben losgelassen hatten. Kommen Sie mit. Er ist wirklich schön.

Ja, das ist wahr, bestätigte Fritz. Sieh ihn dir ordentlich an, Kind; gegen den ist unser großer Garten nur ein Blumentopf. —

Als sie von dem Spaziergang zurückkamen, wurden gerade die zwei „schräklischen Kärl“ der Frau Sternfeldt „herumgereicht.“ Zwillingbrüder, sechsjährig, blond, strahlenäugig, rund, rosig, unverfroren und seelenergnügt.

Beim Anblick dieser reizenden Menschenknospen fiel Margarete das Kind der Martha Scholz ein. Sie suchte die junge Frau vergeblich mit den Augen und fragte nach ihr.

Sedenfalls sei sie bei ihrer Kleinen hinten in der großen Laube, meinte Frau Sternfeldt; ob sie sie da nicht gesehen hätten. Sie waren aber zufällig dort nicht vorbeigekommen.

Ich möchte sie wohl auffuchen, sagte Margarete.

Das machen Sie gut, traufste Frau. Bringen Sie sie nur mit.

## 17

Martha Scholz saß am Tisch in der breiten Laube. Große Folioblätter, leere und beschriebne, lagen vor ihr; links neben ihr eine Schicht kleinerer Papiere mit stenographischen Zeichen bedeckt. Nahe bei ihrem Stuhl, für die Hand erreichbar, stand der mit einem groben Schleiertuch verdeckte Kinderwagen.

Die Schreiberin bemerkte Margarete nicht eher, als bis sie dicht vor sich den Kies des Weges knirschen hörte. Überrascht blickte sie auf.

Sie sollen mit mir kommen, liebe Frau Scholz. „Majestät“ hats gesagt. So nannten Sie sie ja wohl erst.

Ja, antwortete die andre lächelnd, noch von der Pension her, wo sie immer die Größte und Stärkste war, und wir ihr alle gehorchen mußten. Ich soll kommen — ich kann aber noch nicht; ich muß noch hier — sie legte die Hand auf die Blätter.

Darf man fragen, womit Sie so sehr beschäftigt sind?

Mit Abschreiben, für meinen Mann. Das hier ist ein Entwurf, stenographirt; den schreibe ich ab. Dann liest er ihn und ändert, arbeitet aus; dann schreib ich ihn ins Reine.

So arbeiten Sie zusammen, als „Kameraden“?

Martha antwortete nicht. Mit unbeweglichem Gesicht, die blassen Augen halb geschlossen, sah sie starr vor sich hin. Dann schien sie sich aber zu befinden; sie lächelte Margarete an. Das hat Ihr Mann sehr hübsch gesagt. Warmherzig und klug. Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Mann.

Margarete errötete.

Ich danke Ihnen, sagte sie leise. Das können Sie auch, mir Glück wünschen. Ich wollte nur — ich fürchte — wenn man nur immer sein Glück auch — recht verdiente. Ein paar Thränen stiegen ihr in die Augen.

Martha nickte ihr zu. Es wird schon seine Richtigkeit haben, sagte sie mit feinem Lächeln. Er wird schon wissen, Ihr — Kamerad. Die Thränen da stehen Ihnen gut. Nach einer kleinen Pause fügte sie hinzu: Segnen Sie sich ein bißchen zu mir.

Wenn Sie aber so viel zu thun haben?

Eine Viertelstunde nehme ich mir jetzt. Da ist noch ein Stuhl.

Was für eine schöne Handschrift Sie haben, sagte Margarete, wieder gefaßt, indem sie sich gegenüber am Tisch nieder setzte, so klar und glatt.

Eine gute Kopistenhandschrift, erwiderte Martha gleichgiltig.

So geht ja also jedes Wort, das Ihr Mann schreibt, auch durch Sie hin, Sie erleben die ganze Arbeit mit —

Bitte sehr, „durch mich“ geht gar nichts, ich „erlebe“ gar nichts, ich bin nur Maschine, Schreibmaschine.

Das versteh ich nicht. Sie sprechen doch auch darüber mit einander.

Nein. Marthas Gesicht wurde kälter und starrer.

Nicht? Ja aber — interessieren Sie sich nicht dafür?

Das hab ich ja nicht gesagt. Daß ich mich für die Arbeiten meines Mannes interessire, ist wohl selbstverständlich. Aber damit allein ist es nicht gethan.

Warum läßt er Sie denn nicht teilnehmen — aber verzeihen Sie, ich dränge mich da auf — das geht mich ja nichts an. Verzeihen Sie.

Martha war aufgestanden. Im Kinderwagen hatte sich bewegt. Sie wandte den Kopf ein wenig über die Schulter zurück; mit einem schwachen, unaussprechlich bitteren Lächeln sagte sie halblaut: Lassen Sie — er wird schon wissen, was er thut. Ich reiche da wohl nicht hinauf, ich habe Blei in den Füßen, ich kann nicht fliegen. — Sie beugte sich, nachdem sie das Schleiertuch zurückgeschlagen hatte, über den Wagen.

Mama! sagte ein feines Stimmchen.

Margarete stand auf und trat näher. Eine peinliche Verwirrung beklemmte sie.

Verzeihen Sie, bat sie von neuem. Aber die andre winkte nur stumm abwehrend mit der Hand und neigte sich tief zu dem Kinde nieder.

Ist denn mein Herzblatt wach? fragte sie.

Margarete horchte verwundert. War das dieselbe Stimme, die eben so kalt und trocken gesprochen hatte?

Und so furchtbar lange haben wir geschlafen? ging es in diesem weichen, süßen Ton weiter. Wie soll denn das heute Nacht mit uns werden?

Darf ich die Kleine nicht einmal sehen? fragte Margarete.

Die Mutter hielt sie ganz verdeckt, so tief hatte sie sich geneigt. Jetzt richtete sie sich auf.

Aus einem wächsernen Gesichtchen, mit braungoldigen Löckchen über der weit vorgewölbten Stirn, sahen zwei große, schimmernde, hellgraue Augen, die melancholischen Augen der Mutter, unverwandt staunend die fremde Besucherin an.

Nicht wahr? sagte Martha, die Margarete forschend von der Seite ansah, schmerzlich, als hätte diese schon gesprochen.

Was sind das da für breite Bänder? fragte die Angeredete beklommen und deutete auf einen der Gurte, an denen das Kind mit den bleichen, mageren Händchen zupfte.

Es liegt auf dem Streckbett, angeschnallt, darf sich nicht aufrichten, erklärte die Mutter tonlos. Die kleine Wirbelsäule ist krumm.

Großer Gott, sagte Margarete erschüttert. Woher?

Ja, woher! Rhachitis, nicht rechtzeitig erkannt, verschleppt. Sehen Sie den Kopf, diese Unform von Stirn — sie strich dem Kinde die Locken zurück — diese Wölbung ist gewachsen und immer gewachsen, das Köpfchen auseinandergegangen — Die Stimme zitterte ihr; sie schwieg.

Margaretens weiches Herz dehnte sich. Sie schlang heftig den Arm um Marthas Hals und drückte sie an sich. Sie Armes, Armes — murmelte sie mit ersticker Stimme.

Still! wehrte Martha sanft ab und machte sich los. Nicht weich machen! Ruhig sein! Ich will ja hoffen. Ihr Mann hat mir heute bei Tische Mut gemacht. Dafür dank ich ihm sehr. Er hat mir von seiner jüngsten Schwester erzählt, die auch so ein elendes Pflänzchen gewesen wäre, und jetzt könnte sie „Bäume umreißen.“ Soviel verlange ich ja nun von meiner armen kleinen Maus nicht. Unser jetziger Arzt meint, auf diesem Wege müßten wir viel erreichen können, wenn wir auch spät genug darauf gekommen wären. Drei Monate liegt sie nun schon so; ein zweites Vierteljahr wird wohl auch noch darüber hingehen. Aber die ganze Behandlung leuchtet mir sehr ein; es ist soviel Vernunft darin, soviel Logik. Ich verstehe jetzt, warum es so kommen mußte, und was für Fehler früher gemacht worden sind. Sorgfalt und Ausdauer muß man haben. Es kann doch am Ende noch einmal gut werden. Ihnen aber danke ich auch, fügte sie weich hinzu.

Wofür? fragte Margarete, die noch mit ihrer Ergriffenheit kämpfte.

Nun, Sie werden mich schon verstehen. — Da kommt mein Mann, sagte sie gleich darauf mit ganz andrer Stimme, halb laut. In ihrem Gesicht schien eine Flamme zu erlöschen; es wurde stumm und kalt.

Feinlich überrascht sah Margarete dem Kommenden entgegen. Gerade ihn hatte sie hier am wenigsten erwartet. Die Angst, die sie beim ersten Wiedersehen überfallen hatte, war verflogen. Sie war sich im Augenblick nicht einmal mehr klar bewußt, vor was sie sich denn eigentlich gefürchtet hatte. Gleich sein erster Ausfall gegen Fritz hatte sie aus der Verwirrung aufgerüttelt. Jetzt stand sie gleichsam argwöhnisch wach.

Ein ziemlich umfangreiches Päckchen unter Kreuzband in der niederhängenden Hand schwenkend, trat Waldemar Scholz in die Laube zu den beiden Frauen.

Majestät schickt jetzt mich hinter ihrem ersten Abgesandten her, sagte er lächelnd. Aller Augen warten auf Sie, gnädigste Frau. Ich muß Sie holen, tot oder lebendig.

Wir werden schon kommen, alle beide, antwortete Margarete mit einem

unsichern Blick auf ihre Gefährtin, die an den Tisch getreten war und ihre Schriftstücke zusammenschob. Nicht wahr, Frau Scholz, Sie kommen auch?

Ich muß das Kind zu Bett bringen, sagte Martha. Es ist für die Kleine schon spät. Und dann — hab ich noch zu thun. Ich werde mich entschuldigen müssen.

Das gilt nicht, wandte Margarete lebhaft ein. Die Abschreiberei wird nicht so eilig sein. Beim Zubettbringen der Kleinen lassen Sie mich helfen, und dann kommen Sie wieder mit, ja?

Es geht nicht, sagte Martha ruhig, nach einem kurzen Blick auf ihren Mann. Ich sehe, da sind auch noch Korrekturen gekommen.

Willst du so edel sein? fragte er und hob das Päckchen. Sie sind natürlich eiliger als die Abschrift.

Warum fragst du erst? sagte sie mit ganz leiser Schärfe im Ton. Ich werde „so edel“ sein. Gib her. — Sie legte das Kreuzbandpaket zu dem übrigen. — Wenn Sie jetzt nur ruhig zu den andern gingen, hat sie dann Margarete mit gemessener Freundlichkeit. Es hat wirklich keinen Zweck, daß Sie auf mich warten.

Kommen Sie, gnädige Frau, bat Scholz dringend, kommen Sie mit. In dieser Beziehung ist mit meiner Frau nicht zu reden, sie hat einen eisernen Kopf.

Im, machte Margarete, nachdem sie noch einen Augenblick Marthas farbloses, undurchdringliches Gesicht betrachtet hatte.

Also, auf Wiedersehen, sagte sie freundlich. Sie trat an den Wagen zu dem Kinde, auf das der Vater noch keinen Blick geworfen hatte, küßte die blaffen Händchen und streichelte das weiche Haar. Gute Nacht, kleiner Schatz, flüsterte sie.

Stumm gingen sie dann neben einander den Weg entlang. Die Peinlichkeit dieses ersten Alleinseins erdrückte Margarete. Nur um etwas zu sagen, fragte sie:

Wie ist das eigentlich mit den Vornamen des Sternfeldtschen Ehepaars? Sie nennen sich gegenseitig immer mit demselben Namen.

Scholz sah sie an, wie aus tiefen Gedanken aufgeschreckt.

Sie heißt Albertine, er Albert, sagte er nach einer kleinen Pause. Da haben sie sich gegenseitig auf „Vertchen“ geeinigt; in ihrem harten Dialekt klingt es nun noch komischer. Nach einem langen Atemzug fuhr er mit gedämpfter Stimme fort: Aber dazu bin ich Ihnen nicht heimlich nachgegangen, um Ihnen die Herkunft der Sternfeldtschen Kosennamen zu erklären.

Er blieb stehen und sah sich um; die Laube war hinter der Biegung verschwunden. Margarete erschrak vor dem flammenden Blick, mit dem er sie plötzlich gleichsam überfiel.

Margarete! hauchte er.

Was ist das? stammelte sie erbleichend.

Das fragen Sie noch? Er lächelte bitter. Ich warte, wie der Bettler, der um Almosen fleht, auf ein Zeichen der — Gnade aus Ihren Augen. Und Sie lassen mich am Wege stehen, als ob Sie nicht wüßten — als ob Sie sich nicht erinnerten —

Margarete fing an zu zittern, aber nicht aus Furcht. Sprechen konnte sie nicht. Sie wandte sich um und ging rasch fort. Er hatte sie aber gleich eingeholt und blieb nun neben ihr.

Ich hab es nicht glauben wollen! fuhr er in demselben heißen, beschwö-

renden Tone fort. Ich hab es nicht glauben wollen, daß Sie alles vergessen haben sollten, was unsre Herzen einst verbunden hat, daß Sie die Frau dieses Mannes geworden wären, dieses Bauern, der keinerlei Ahnung davon hat, welch holde Seele ihm da in seinen Käfig geflogen ist, der Sie kaltlächelnd zu seiner Wirtschafterin erniedrigt — ja erniedrigt, zucken Sie nur, es ist doch so! Sagen Sie mir, daß Sie nicht gewußt haben, was Sie thaten, gönnen Sie mir wenigstens ein einziges, armseliges Zeichen Ihrer Günst — süße Margarete! Er griff nach ihrer Hand.

Sie entriß sie ihm und blieb stehen. Betroffen sah er in ihr totenblaßes Gesicht, in dem die Augen brannten. Das Herz schlug ihr so gewaltig, daß es ihr fast den Atem zerdrückte.

Weg von mir da — stieß sie heraus, völlig tonlos — auf der Stelle — weg da — Sie schlechter, erbärmlicher — Sie elender Lügner — verächtlicher — weg da — geprügelt — sollten Sie —

Er wich zurück. Gleich darauf sah sie ihn in einem Seitenwege nach der Tiefe des Gartens zu verschwinden. Sie sah ihn aber nur durch einen leichten Nebel; es war ihr einen Augenblick jammervoll schlecht zu Mute. Nahebei sah sie eine Bank; zu der ging sie jetzt mit zitternden Knien und setzte sich. Nach einigen tiefen Atemzügen kamen ihr die erleichternden Thränen.

Wie schlecht — wie elend! schluchzte sie in ihr Taschentuch hinein. Die Empörung über diese unschuldig erlittene Beleidigung schüttelte sie bis zu krampfhaftem Zittern. Dann kam ihr aber plötzlich die Erinnerung daran, wo sie war. Sie faßte sich mühsam.

Wie darf ich denn jetzt weinen, dachte sie, das geht doch nicht. Aber ich will weg von hier, ich will nach Hause. — Sie trocknete die Augen, blieb noch einige Minuten still sitzen, um so unbeachtet die äußere Ruhe zurückzugewinnen, und ging dann langsam um das nächste große Gebüsch herum dem Hause zu.

Von dem englischen Spielplatz her klang das lustige Sprechen und Lachen der jungen Leute. Auf der Terrasse hatte sich eine Statgruppe zusammengefunden. In einer andern wurde leidenschaftlich und mit viel Stimmaufwand politisiert. Fritz, der mit Frau Sternfeldt im Gespräch gefessen hatte, erhob sich jetzt und trat spähend an den Rand der Terrasse vor; dann kam er die Stufen herab, Margarete entgegen.

Hallo, Rindling, sagte er halblaut, als er sie erreicht hatte, wie siehst du aus? Ist dir schlecht?

Nun schon nicht mehr, beruhigte sie ihn lächelnd. Aber — sie schob ihren Arm in den seinen — laß uns, bitte, nach Hause fahren.

Um? machte er betroffen, da er fühlte, wie sie am ganzen Körper leise zitterte. Was ist geschehen, Gretchen?

Sie antwortete nicht. Er betrachtete sie forschend.

Bitte! sagte sie nur wieder.

Zufällig hob er den Blick und sah drüben jenseits des großen Grasplatzes Scholz langsam und zögernd daherkommen und wieder zurückweichen. Ein Lächeln ging blitzschnell über Fritzens Gesicht. Er beugte sich zu seiner Frau und sah ihr mit heiterm Blick tief in die Augen.

Sollte am Ende meine kleine Grete mutig austreiben wollen? fragte er und zog ihren Arm fester an sich. Durchbrennen — vor einem dummen Jungen? Meine kleine Grete?

Sie wurde rot und sah ihn flehend an.

Wenn er aber nun — sie stockte.

Frech wäre? vollendete Fritz. Dann würde man ihm eins auf die Nase geben. So, wie er da angeschlichen kommt, sieht er mir aus, als wenn er schon eins draufbekommen hätte. hm?

Sie mußte lächeln. Ja, Fritz, aber — sie hatte sich doch aufs neue verfärbt.

Dann wäre ja die ganze Geschichte erledigt, sagte er ruhig.

Ich möchte aber doch nach Hause, bat sie wieder.

Er schüttelte den Kopf. Das wäre sehr auffallend, Kind. Von Sternfeldts geht man nach uraltem Brauch nie vor zehn Uhr weg. Jetzt ist es noch nicht halb acht. Welchen Vorwand sollte man nehmen?

Könnte man nicht sagen, ich wär unwohl?

Bist du denn wirklich? Du hast wieder leidliche Farbe; du zitterst nicht mehr. Fühlst du dich wirklich schlecht?

Nein, gestand sie ehrlich. Es war ihr ja an seinem Arm, unter seinen Augen wieder wohl und warm geworden.

Nun, dann wollen wir doch mit so einem Vorwand nicht Komödie spielen. Komm, sei munter. Es sind ja noch mehr Leute da. Die Frau Stallbohm ist eine ganz gemüthliche, lustige Frau; setz dich ein bischen zu der. Durch solche Spaßvögel, wie der schwarzbärtige da hinten, durch die sieht man durch, so bequem, daß man die Muster auf der Tapete zählen kann.

Sie nickte und ging mit ihm der Treppe zu. Auf der untersten Stufe hielt sie an.

Und du fragst mich gar nichts? sagte sie weich, mit etwas unsicherer Stimme, ich hab dir ja nichts erzählt.

Doch, Gretchen, sagte er ganz ernst und drückte ihre Hand, alles. Ich höre auch „zwischen den Zeilen.“

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Zentralgenossenschaftskasse. Als der Gesekentwurf, betreffend die Förderung des Genossenschaftskredits durch eine Zentralanstalt, erschienen war, brachte die Kölnische Volkszeitung ein Gutachten aus der Feder eines Sachverständigen, das der Genossenschaftliche Wegweiser, der im Auftrag der Deutschen Zentralgenossenschaft herausgegeben wird, in Nr. 13 einfach abdruckte, anstatt ein eignes Gutachten abzugeben. Wir können, um unsre Ansicht über die Angelegenheit auszudrücken, ebenfalls nichts Besseres thun, als wenigstens den Hauptinhalt dieses Artikels mitteilen.

Nachdem der Plan der zu gründenden Anstalt und das Wesen der für den ländlichen Kredit vorzugsweise in Betracht kommenden Raiffeisenkassen (wozu auch